

Die BME-Klasse 18B hat Neuerscheinungen für Sie gelesen:

Empfohlene Sommerlektüre

„Allmen und die Libellen“ von Martin Suter

(K)ein Krimi? Fortsetzung erwünscht

„Allmen hatte gelernt, das bisschen Geld, über das er noch verfügte, in seine Kreditwürdigkeit zu investieren anstatt in seinen Lebensunterhalt.“

Johann Friedrich von Allmen, vormals Hans Fritz von Allmen, ein Schöngest und edler Lebermann, hat durch seinen überschwänglichen Lebenswandel das geerbte Imperium seines Vaters ruiniert und den Reichtum verprasst. Sein Alltag besteht nun darin, den Schein eines Vermögenden zu wahren. Er lebt im Gärtnerhaus der Villa, welche er aus Geldnot hatte verkaufen müssen, zusammen mit Carlos, seinem guatemaltekischen Angestellten, welcher ihn untergeben und bedingungslos in diesem Unterfangen unterstützt. Dieses hat sich legal zunehmend schwieriger gestaltet und so hält Allmen sich mit kleineren Kunstdiebstählen über Wasser. Als er nach einem nächtlichen Besuch bei einer Frau eine Jugendstilschale mitlaufen lässt, bringt er sich dadurch unerwartet in Lebensgefahr. Dank einer gewieften Idee des treuen Carlos entzieht sich Allmen seinen Verfolgern und rettet sich in die Legalität und in die vorübergehende Schuldenfreiheit zurück.

Der Lebermann Allmen, Sohn eines hemdsärmlichen Bauern, welcher mit Bodenspekulationen ein Vermögen gemacht hatte, versteht von Zahlen nichts, dafür beherrscht er Sprachen und hat ein feines Gespür für Kunst und Kultur. „Was Allmens Vater an Weltgewandtheit fehlte, hatte Allmen zuviel.“ Sein Selbstverständnis, dass Geld nie eine Rolle spielt, macht ihn in seiner misslichen Lage zu einem realitätsfremden Zeitgenossen. Er ist sensibel und seine kleinen Diebstähle verharmlost er unter dem Deckmantel der Notwendigkeit, Geld zu beschaffen. Vorsatz ist ihm fremd, er gerät jeweils vielmehr durch Zufall in die Situation, etwas mitlaufen lassen zu können. „Ich könnte dem jetzt unbemerkt die Rosenthal-Figuren klauen, wenn ich wollte.“ Und dann wollte er.“

Suter hat ein Flair, seine Figuren durch harmlose Handlungen in eine Situation zu bringen, aus der sich eine Dynamik entwickelt, die das Vorstellungsvermögen und die Fähigkeit der Handelnden übersteigt. In seinem letzten Roman „Der Koch“ lässt er einen tamilischen Küchenangestellten, welcher für seine Angebetete ein Menü mit aphrodisierender Wirkung kocht, zu einem gefragten Cateringkoch in der High Society werden. Das Projekt bekommt eine Eigendynamik, welche nicht mehr zu stoppen ist. Ebenso unverhofft ergeht es Allmen bei seinem Porzellanschalandiebstahl und ebenso unverhofft entsteht daraus eine Dynamik, mit der er nicht gerechnet hat und die ihn dank Carlos' listiger Idee in eine ungeahnt privilegierte Situation bringt.

Als geheime Hauptfigur des Krimis ist deshalb Carlos zu nennen. Seit Allmen die Villa verkauft hat, ist Carlos offiziell als Gärtner bei den neuen Besitzern angestellt. Nebenbei arbeitet er aber nach wie als Bediensteter für Allmen. „«Una sugerencia, nada más.» Das hiess, «eine Anregung, mehr nicht» und bedeutete das Gegenteil. Carlos würde ihm einen sehr ausgereiften Plan unterbreiten, von dem er nicht abzubringen sein würde. Diesmal lautete er: Allmen wird ihn als Gärtner und Hauswart an den Käufer vermitteln und er, Carlos, wird in die Mansarden des Gärtnerhauses ziehen und weiterhin für Don John arbeiten.“ Carlos steht für die Realität in Allmens Leben. Er kocht und putzt und schaut dafür, dass Allmen in seiner Weltfremdheit auf dem Boden bleibt. Er ist der Mann fürs Praktische, als Koch, Handwerker oder auch, respektive ganz besonders, als Ideenlieferant. Wortkarg und

immer auf Distanz bedacht in der Art und Weise, wie es ausländische Angestellte oft zu tun pflegen, begegnet er untertänig seinem Patron.

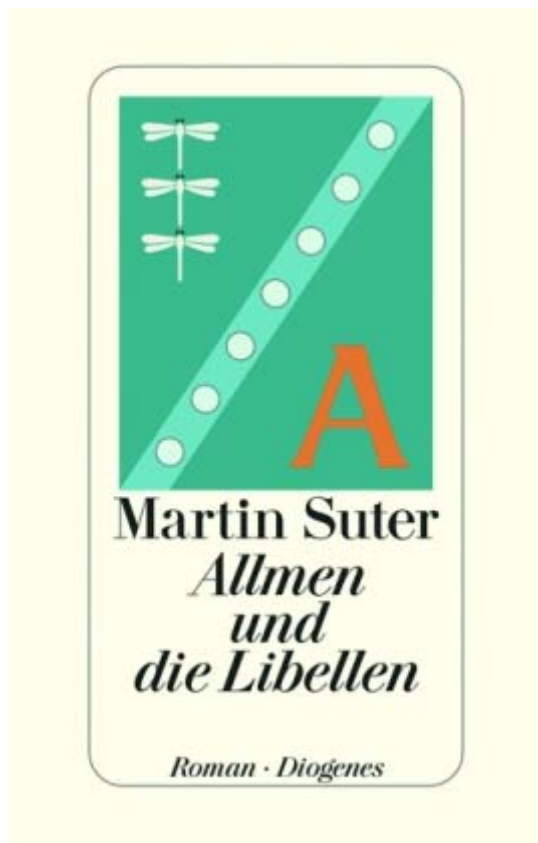
Die Charakterisierung der Figur Carlos gelingt Suter hervorragend. Er hat ein feines Gespür für die kulturellen Unterschiede und die Komik, welche sich daraus ergeben kann. Carlos hatte in der Heimat sein Geld als Schuhputzer verdient; seinen Berufsstolz hat er beibehalten. Im Dienste von Allmens bestand er früher jeden Sonntag darauf, ihm die Schuhe am Fuss zu putzen. Wenn er mit einem Schuh fertig war, so tippte er unten an die Sohlenspitze und Allmen musste den Fuss wechseln: „Allmen hatte Carlos' Antippen der Sohlenspitze nicht bemerkt, mit dem er ihn zum Fusswechsel aufforderte. Der wohl einzige guatemaltekeische Schuhputzer mit hunderttausend Franken auf dem Konto wiederholte das Zeichen mit schlecht verhohlener Gereiztheit. Solche Unaufmerksamkeiten seiner Kunden brachten ihn aus dem Rhythmus und kosteten wertvolle Sekunden.“

Suter schafft es immer wieder, mit sorgfältig gewählten Formulierungen Sachverhalte oder Charaktereigenschaften seiner Figuren prägnant und gleichzeitig witzig zu skizzieren. Das Humorvolle ist nicht plakativ, sondern durchdringt seinen Roman geistreich und diskret.

Dies ist der erste Band einer entstehenden Krimireihe von Martin Suter. Die Geschichte vibriert nun nicht gerade vor kriminalistischer Spannung. Die Handlung ist einfach konstruiert, ja fast langweilig, und dennoch ist dieses Buch gelungen. Es lebt von der extravaganten Alltäglichkeit der Welten, in der sich die Personen bewegen, der fein einflussenden Milieustudie, welche einen zum Schmunzeln bringt, und den charismatischen Figuren, welche trotz ihres eigenwilligen Verhaltens und ihrer moralischen Zweifelhaftigkeit liebenswert sind.

Dies mag aber nicht ganz darüber hinwegzuträsten, dass die Spannung, welche ein Krimi verspricht, im ersten Band ausbleibt. Es ist zu hoffen, dass die kommenden Allmen-Romane es dann vermögen, wenn sie als Fortsetzung das sorgfältig vorgestellte Ermittlerduo beziehungsweise das „gut eingespielte Team“ weitere Fälle lösen lassen: „Carlos tippte unter die Sohlenspitze. Allmen wechselte den Fuss. Ein gut eingespieltes Team. «Carlos?» «Qué manda, Don John?» «Glauben Sie, das wäre ein Beruf für uns?» Jetzt blickte Carlos zum ersten Mal von seiner Arbeit auf. Er überlegte kurz und zuckte mit den Schultern. «Cómo no, Don John.»“

Mélanie Moser



Martin Suter: Allmen und die Libellen, Roman. Zürich: Diogenes 2011.

„Der alte König in seinem Exil“ von Arno Geiger

Alzheimer – die Krankheit des Jahrhunderts

Das am 7. Februar 2011 erschienene Buch von Arno Geiger ist eine Erzählung über seinen Vater. Einen Mann, der mehr und mehr sein Gedächtnis, aber keineswegs seine Würde verliert. Das Werk wurde mit dem [Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung](#) ausgezeichnet. Der Autor findet in seinem Buch mit Alzheimer einen Umgang, bei dem man sich wohl fühlt. Der „alte König“ genannte Vater braucht sich nicht mehr zu kümmern, die anderen tun es, und es ist genauso die Aufgabe der anderen, über die Brücke in seine Welt zu gelangen, denn er schafft den Weg in die ihre nicht mehr.

Einen angenehmen Umgang mit einer schrecklichen Krankheit bietet das Buch deshalb, weil Arno Geiger im Bemühen, in die Welt seines Vaters zu gelangen, auf verborgene Schätze stösst, die er auch uns zugänglich macht. „Der tägliche Umgang mit dem Vater liess mich nicht mehr erschöpft zurück, sondern immer öfter in einem Zustand der Inspiriertheit.“ „Die Krankheit machte etwas mit uns allen“. Auf diese Weise entfremdet sich der demente Mensch von uns gesunden nicht.

Es geht darum, sich auf die Person einzulassen, sich mit allfälligen Gründen für Verwirrtheit, für Aggressionen, Ängste und Unsicherheiten auseinanderzusetzen und zu versuchen, der Person in ihrer so anderen Welt entgegenzukommen. Das Exil ist kein Zuhause, keine Heimat. Arno Geigers Vater – August – äussert oft den Wunsch, nach Hause gehen zu wollen, obwohl er noch in dem Haus wohnt, das er Ende der fünfziger Jahre selbst gebaut hat. Aber wie soll der Vater sich zu Hause fühlen, wenn er die Dinge und Gesichter nicht wiedererkennt. Er erkennt auch sein eigenes Haus nicht wieder. Aber die Adresse weiss er noch genau und auf den Hinweis des Sohnes, dass ja an seinem Haus genau dieses Strassennummernschild hänge, wendet er ein, dass wohl jemand das Schild geklaut und es dort hingehängt habe. Nun kann man mit dem Vater diskutieren wollen und wütend werden. Irgendwann hat Arno Geiger aber begriffen, dass er viel zu lange auf die Person wütend gewesen ist, obwohl er eigentlich die Krankheit gemeint hat.

Die Alzheimerkrankheit lässt Fähigkeiten und Erinnerungen verschwinden. Aber sie bringt auch neue Fähigkeiten hervor. August Geiger, sein Leben lang ein ehrlicher Mensch, entwickelt plötzlich „ein herausragendes Talent für Ausreden“. „Schliesslich gelangte er auch inhaltlich zu einer Privatlogik, die so frappierend war, dass wir zunächst nicht wussten, sollten wir lachen, staunen oder weinen.“ Gar nicht so einfach, den Weg auf dem schmalen Grat, wo Komik, Ernst und Tragik so nahe beieinander liegen, zu finden.

Genauso kann Arno Geiger sich gerade dank des Vergessens sehr unbefangen neu mit seinem Vater anfreunden. Auch das eine positive Erscheinung der Krankheit. Und obwohl einen der Kranke oft nicht mehr erkennt, ist ein solches Anfreunden von grosser Bedeutung. August nimmt durchaus wahr, ob ihm eine Person nahe steht und sympathisch ist. Es ist sogar noch viel mehr als ein Wahrnehmen. Das Umfeld hat einen sehr bedeutenden Einfluss auf das Wohlbefinden des Kranken. Bevor August ins Heim umsiedelt, wird er schon zu Hause von slowakischen Frauen betreut. Die einen können mit ihm umgehen, andere nicht. Es kommt auch schon einmal zu aggressiven Ausbrüchen, wenn die Betreuerinnen nicht den richtigen Umgang oder Ton finden. Sobald die betreffende Person sein Umfeld wieder verlässt, kehrt Ruhe in den Alltag. Eine wohltuende Ruhe, zumal der Kranke wieder Zufriedenheit ausstrahlt.

Paradoxerweise kann scheinbar, selbst wenn das Gehirn abbaut, eine gewisse Weisheit zu Tage treten. Alltägliche Tätigkeiten wie sich anziehen, rasieren oder duschen können ohne Hilfe nicht mehr bewältigt werden, hingegen gibt der Kranke Weisheiten von sich, die einen

staunen lassen: „Es geschehen keine Wunder, aber Zeichen.“ Oder: „Das Leben ist ohne Probleme auch nicht leichter.“

Solche und ähnliche Sätze bringen einen zum Nachdenken. Der Umgang mit einer dementen Person als solcher lässt einen über gewisse Fragen nachdenken oder wirft die Fragen überhaupt erst auf. So lässt uns der Autor am Ende des Buches ansatzweise an ein paar seiner Gedanken Teil haben wie zum Beispiel solchen zu Endlichkeit, Sterblichkeit, Sterbehilfe oder zur Institution „Heim“. Es macht den Anschein, als ob sich der Kreis schliessen würde. Der Vater lehrt seinen Sohn noch die letzten Weisheiten des Lebens und der Sohn lässt sich darauf ein. Die Gelegenheit, dem Vater mit einer Unbefangenheit wieder nahe zu kommen. Die Keile, die sich seit der Pubertät des Autors zwischen sie geschoben haben, existieren nicht mehr. Dank des Vergessens! Vater und Sohn verbringen ihre gemeinsame Zeit an dem Ort, an dem beide aufgewachsen sind. Gemeinsame Erinnerungen, soweit sie noch vorhanden sind, bieten die Möglichkeit für Arno Geiger, eine wichtige Zeit seines Lebens noch einmal zu rekonstruieren.

„Der alte König in seinem Exil“. Der König braucht Ruhe und Sicherheit. Er hat sich ein Leben lang um alles gekümmert. Manchmal quält ihn noch die Angst, es könnte etwas unerledigt bleiben. Doch seine Leute kümmern sich und dafür ist er dankbar. Dann wird er ruhig und legt sich schlafen, auch wenn er lieber zu Hause schlafen würde. Er ist nicht zu Hause, er ist in seinem Exil, doch immerhin sind seine Leute bei ihm, die ihm die nötige Sicherheit geben können.

Ein Eindruck, der haften bleibt: August Geiger wird als Mensch geehrt. Die Krankheit macht ihn nicht minderwertig. Sein Leben hat ihn als Menschen geprägt und das macht ihn auch heute noch aus. So spürt man auch den Stolz des Sohnes auf den Vater und der flüssige, leicht verdauliche Sprachstil des Autors lassen einen das Buch mit einem wohligen Gefühl lesen: „Nichts tun. -- Weisst du, Wichtiges ist bei mir nicht mehr vorhanden. Das Gefühl habe ich. Ich kann es nicht beweisen, aber das Gefühl habe ich, bei mir ist nichts Wichtiges mehr vorhanden, ja, so ist es. -- Das, was noch zu erledigen ist, müssen andere erledigen.“ „Da kannst du ganz unbesorgt sein. Ich kümmere mich darum.“

Er lachte, griff nach meiner Hand und sagte:

„Danke, ich möchte nur Dankeschön sagen. Ich bin ein armer Schlucker. Ich war auch einmal einer – ich danke dir, dass du keinen Wirbel machst, weil mit mir nichts mehr los ist.““

„Von Alzheimer reden heisst, von der Krankheit des Jahrhunderts reden.“ Arno Geiger tut dies in würdevoller Art und Weise der kranken Person gegenüber und es scheint, als habe er sich mit der Krankheit versöhnt. Es kann sich durchaus lohnen, die Krankheit einmal aus diesem versöhnlichen Blickwinkel zu betrachten.

Conradin Finger



Arno Geiger: Der alte König in seinem Exil, München: Hanser 2011

„Der Maulwurf“ von Dani von Wattenwyl

Die dunkle Seite einer Mittelmeer-Kreuzfahrt

„Der Maulwurf“, ein Thriller, stammt aus der Feder von Dani von Wattenwyl, einem Schweizer Autor aus Basel, der auch Schauspieler und Journalist ist. Die Geschichte handelt von Denis Benz, einem jungen, wenig bekannten Werbefilm- und Bühnenschauspieler. Er wird durch einen Zufall in eine höchst prekäre Geschichte hineingezogen, in der es um Drogen, Verrat und Spionage geht.

Eines Tages kriegt Denis Benz einen Anruf. Am Telefon ist Pascal Weber, ein Mitarbeiter des schweizerischen Nachrichtendienstes, dem NDCH. Dieser bittet Denis darum, so schnell wie möglich ins Bundeshaus zu kommen. Bei einem Gespräch wird von Denis verlangt, als Agent für den NDCH zu arbeiten. Er soll an einer Kreuzfahrt teilnehmen, auf der der mächtigste Kokainbaron der Welt, Ramon Vasquez, auch sein wird. Diesen soll er ausspionieren und so zu dessen Verhaftung verhelfen. Ebenso die rechte Hand von Vasquez, Juan Fuentes, den Sohn eines ehemaligen SS-Offiziers und einer Argentinierin. Dieser bildet auch das grösste Risiko für Denis, denn Fuentes ist ein brutaler Auftragskiller und sehr misstrauisch gegenüber Fremden. Auf dem Schiff sind auch noch die Frau und die Tochter von Vasquez, seine zwei Bodyguards und sein Sekretär. An Bord flirtet Denis mit der Vasquez' Tochter, um so näher an diesen heranzukommen. Einer der Kernpersonen in der Kokainschmuggel-Geschichte ist Roger Denzler, der Sohn des Schweizer Bundesrates Denzler. Dies macht diese Angelegenheit erst richtig spannend für den NDCH, denn sie wollen natürlich nicht, dass ein Bundesrat mit dieser Drogenaffäre in Zusammenhang gebracht wird.

Die Geschichte spielt in der heutigen Zeit, hauptsächlich auf dem Kreuzfahrtschiff „Diamond“, anfangs kurz in Bern und am Ende dann in Portugal. Denis ist noch nicht lange von seiner Freundin verlassen worden, was ihm das Flirten mit der Tochter von Vasquez vereinfacht. Roger Denzler ist der Food & Beverage-Manager auf der „Diamond“. Die Flotte von insgesamt drei Schiffen, zu der auch die „Diamond“ zählt, gehört Ramon Vasquez und wird deshalb vermutlich zum Drogenschmuggeln benutzt. Vanessa Vasquez, die Tochter von Ramon, hat vor kurzer Zeit ihren Freund verloren, der auch in die Geschäfte ihres Vaters involviert war und Denis Benz bis aufs Haar glich, weshalb man auch Denis für diesen Auftrag ausgewählt hat. Juan Fuentes besitzt viele von den Nazis gestohlene Kunstwerke, die seinem Vater gehörten, und hätte deshalb eigentlich genug Geld, aber da er eine soziopathische Tendenz hat, liebt er das Morden. Das besonders Grausame an seinen Taten ist, dass er seinen Opfern Körperteile abzuschneiden und sie dann mit einem passenden Spruch an die Wand zu heften pflegt. Diese „üble Angewohnheit“ verschuf ihm den Spitznamen „El Mano de Van Gogh“, die Hand Van Goghs.

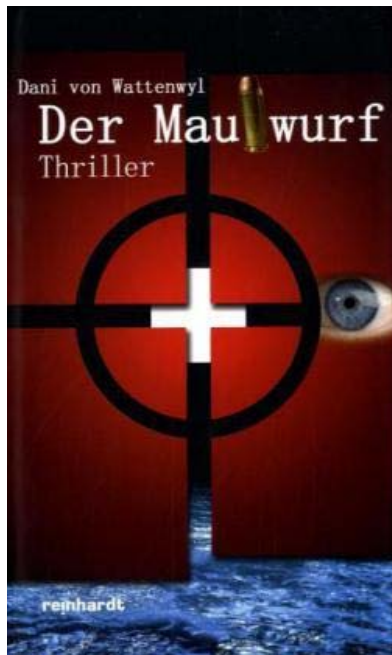
„Der Maulwurf“ ist eine packende Geschichte, die mich an einen typischen Krimi aus dem Fernseher erinnert. Die Schreibweise des Autors ist mitreissend, weil die zwei Geschichten, die von Denis Benz und die von Juan Fuentes, in einander laufen. Weiter ist die Aufteilung der Kapitel sehr gut. Das erste Kapitel handelt von Benz, das zweite von Juan Fuentes, das dritte wieder von Benz usw. Diese Schreibweise macht das Buch sehr lesenswert. Die gut erklärten Charaktere und Handlungen helfen auch einem Leser mit wenig Phantasie, sich die Geschichte bildlich vorzustellen, zum Beispiel eine Szene in Buenos Aires:

„Juan nippte gelangweilt an seinem Drink. Ein Eiswürfel in seinem Whisky klimperte bei jedem Schluck. Er sass nur mit Boxershorts bekleidet auf dem Balkon seiner spärlich eingerichteten Zweizimmerwohnung hoch über den Dächern von Buenos Aires, rauchte genüsslich eine Zigarette und verfolgte von oben den hektischen Alltag der Grossstadt. Er wohnte in einem heruntergekommenen, ungepflegten Hochhaus in Retiro, einem Gebiet im Süden von Buenos Aires, das vor allem wegen der Hafennähe und einem riesigen Güterbahnhof als Handelszentrum bekannt war. Es war halb elf am Morgen und die Sonne

brannte bereits heiss vom Himmel. Hupende Autos, Taxis, die jede Lücke nutzten, um dem Verkehrsstau zu entkommen und damit den Zorn der Autofahrer auf sich zogen, röhrende Busse mit kaputten Auspuffen und Tausende von Menschen, die sich auf den engen Gehwegen gegenseitig im Weg standen. Das Chaos rund um die Plaza San Martin nervte Juan. Er mochte es geordnet. *Ich hätte die grösste Lust, mein Gewehr mit dem Zielfernrohr zu holen und jeden Autofahrer, der mich mit seinem Gehupe nervt, abzuknallen!* Dieser Gedanke amüsierte Juan. Ihm gefiel das Gefühl, das er dabei empfand, über andere Menschen und deren Schicksal bestimmen zu können.“

Ich empfehle das Buch wärmstens jedem, der auf spannende Thriller steht. Es ist sogar für mich, jemanden, der eigentlich nicht gerne Bücher liest, packend und interessant.

Rico Madurapperuma



Dani von Wattenwyl: Der Maulwurf, Thriller. Basel: Friedrich Reinhardt 2010

„Die Beste zum Schluss“ vom Michel Birbaek

Ein Buch zum Wohlfühlen

„Wie konnte Verliebtheit bloss eine solche Ikone werden? Sie ist der Grund für die idiotischsten Handlungen meines Lebens. Wäre sie verpackt, müsste eine Warnung draufstehen: Achtung! Diese Hormonstörung verursacht Beziehungen, die zu gesundheitlichen Schäden führen können! Daneben ein Foto von einem Typen, der sich die Pulsadern öffnet. Gut, von solchen Aktionen bin ich zwar so weit entfernt wie Lothar Matthäus von einer funktionierenden Ehe, dennoch müsste Verliebtheit langsam als Krankheit klassifiziert werden. In meinen dreiunddreissig Lebensjahren war ich achtzehn Jahre sexuell aktiv und habe mich währenddessen siebenmal verliebt.“

Nach einer weiteren gescheiterten Beziehung entschliesst sich der Journalist Mads, der Verliebtheit in seinem Leben keinen Platz mehr zu lassen. Denn schliesslich ist es die Verliebtheit, die einen immer wieder falsche Entscheidungen treffen lässt. Beim Versuch, seinen Liebeskummer in Alkohol zu ertränken, trifft er seine alte Jugendfreundin René, die mittlerweile zwei Kinder hat und ebenfalls Single ist, wieder. Noch immer verbindet die beiden eine innige, rein platonische Freundschaft und sie beschliessen zusammenzuziehen. So lebt Mads mit seiner neuen Familie, mit René und ihren zwei Kindern Oscar und Lola, in einer gut funktionierenden Patchwork-Familie zusammen.

Fünf Jahre später tritt Eva in Mads' Leben. Es wäre Liebe auf den ersten Blick, wäre Mads nicht so davon überzeugt, dass Liebe nichts als Unglück bringt. Mit aller Macht versucht er, die Schmetterlinge in seinem Bauch zu ignorieren, jedoch mit wenig Erfolg.

Kaum fängt er an, die Gefühle und Eva in sein Herz zu lassen, erfährt er, dass Eva am nächsten Tag nach Kanada auswandern will. Drei Tage will sie an einem kleinen Strand in Kanada am Meer bleiben, bevor sie dann von dort aus nach Irgendwohin weiterreisen will. So bleiben Mads drei Tage Zeit, sich zu entscheiden. Will er ihr hinterher reisen und somit René und die Kinder verlassen, oder will er der Liebe noch einmal eine Chance geben. Kaum hat er eine Entscheidung getroffen, erfährt er, dass René an Brustkrebs erkrankt ist und ihn jetzt mehr denn je braucht.

Ähnlich wie Birbaek selbst sind auch seine Bücher immer erwachsener geworden. Soweit ein Erwachsener noch erwachsener werden kann. Während sein erster Roman wesentlich jünger wirkt, wie schon der Titel "Was mich fertig macht, ist nicht das Leben, sondern die Tage dazwischen" zeigt, scheinen auch die Inhalte und Themen immer ernster und erwachsener geworden zu sein. Ist es im ersten Roman noch ein junger, einer vergangenen Liebe nachtrauernder Musiker, der sich in erster Linie um nicht vorhandenes Geld seiner Band sorgt, steht von Roman zu Roman die Liebe immer mehr im Vordergrund.

Michel Birbaeck wurde 1962 in Kopenhagen geboren und lebt seit seinem 12. Lebensjahr in Deutschland. Dort hat er eine vielseitige Karriere hinter sich. Vom Musiker zum Komiker, vom Komiker zum Drehbuchautor und Gagschreiber und nun zum Autor.

Vergleicht man die Lebensgeschichte Birbaeks mit den Protagonisten seiner Romane, sind durchaus Gemeinsamkeiten zu erkennen. Zum Beispiel arbeiten die Protagonisten immer in einem Berufsfeld, in dem der Autor sich auskennt. Sei es in der Musikbranche, in der Drehbuchautorenwelt oder wie bei diesem Roman im Journalismus.

Wie jedes Buch von Birbaek würde ich auch dieses sofort zum Lesen empfehlen. Auch wenn ich es nicht unbedingt für ein literarisches Meisterwerk halte. Es vermittelt auf die Art und Weise, wie es geschrieben ist, einfach ein gutes Gefühl. Von der ersten bis zur letzten Seite liess er mich immer wieder lächeln. Trotz nicht immer fröhlichen Themen wie Trauer, Tod

oder Krankheit gelingt es ihm dennoch, seine Geschichten mit warmherzigen, tiefgründigen und dennoch witzigen Worten und Gedanken zu schreiben. Birbaeks Einstellung zu Liebe, Freundschaft, und Beziehungen mag ich sehr, doch finde ich es schade, dass die Liebe in seinen Romanen immer mehr in den Mittelpunkt gerückt ist. Obwohl Liebe ein wichtiger Bestandteil des Lebens ist, gibt es doch auch noch viele andere Dinge, über die zu schreiben es wert wäre.

Carola Rauber



Michel Birbaek: Die Beste zum Schluss, Roman. Köln: Bastei/Lübbe 2010

„Jenseits der Couch“ von Esther Pauchard

Zwischen Angst und Entschlossenheit

„Jenseits der Couch“ ist ein etwas anderer Kriminalroman. Die Autorin, Esther Pauchard, Oberärztin in einer Suchtklinik, nimmt eine für sie alltägliche Situation, die Einweisung einer Patientin mit entgleister Schizophrenie, und kreiert daraus einen lesenswerten Krimi. Die Autorin ist in Bern aufgewachsen und studierte an der Uni Bern Medizin. Sie promovierte 1999 und suchte daraufhin erfolglos eine Stelle als Assistenzärztin in der Chirurgie. Enttäuscht davon entschloss sie sich, etwas völlig Neues zu machen, und wandte sich der Psychiatrie zu. Innerhalb drei Jahren wurde sie, kurz vor der Geburt ihres ersten Kindes, zur Verhaltenstherapeutin. Sie wandelte sich von einer Assistenz- zu einer Oberärztin und arbeitet heute in der Suchtfachklinik Selhofen in Burgdorf.

Bei der Hauptfigur der Geschichte handelt es sich um eine Assistenzärztin mit Namen Cassandra Bergen. Cassandra weist viele Gemeinsamkeiten zur Autorin auf. Sie ist in Bern aufgewachsen, arbeitet in einer psychiatrischen Klinik, ist mit einem Hausarzt verheiratet und Mutter eines Kindes. Cassandra erhält am frühen Morgen einen Anruf aus ihrer Klinik. Eine Frau wurde soeben eingeliefert. Die Frau, Doris Greub, hat ihren Mann mit einem Messer angegriffen und dabei hysterisch herumgeschrien. Sie behauptet, ihr Mann, ein gutbürgerlicher Lokalpolitiker namens Peter Greub, habe ihre Tochter aus erster Ehe unter Drogen gesetzt und seinen Freunden für sexuelle Gefälligkeiten zur Verfügung gestellt. Sie habe ein Videoband und ein Notizbuch gefunden, welches alles beweisen sollte. Von diesen Beweisen fehlt jedoch jede Spur. Die Diagnose lautet auf entgleiste Schizophrenie und wiederholten Drogenkonsum. Kann unter diesen Umständen eine solche Aussage ernst genommen werden? Als sich dann noch abzeichnet, dass sie ihre verschriebenen Medikamente nicht regelmässig genommen hat, ist der Fall eigentlich klar.

Beim Mittagessen wird Cassandra eine Studentin zugeteilt, welche ein Praktikum in der Klinik absolviert. Ihr Name ist Kerstin, sie ist ein hübsches und intelligentes Mädchen. Cassandra unterrichtet Kerstin über den Fall Greub. Die junge Studentin glaubt, dass in den Behauptungen der Frau vielleicht ein Fünkchen Wahrheit steckt.

Doris Greub stabilisiert sich zusehends. Ihre Psychosen sind rückläufig und die Stimmen in ihrem Kopf verstummen. Sie hält jedoch an ihren Behauptungen fest. Eines Tages erhält Doris Greub einen Anruf und verschwindet daraufhin aus der Klinik. Sie wird am nächsten Tag in einer Bahnhofstoilette in Bern tot aufgefunden. Irgendetwas stimmt hier nicht. Cassandra und Kerstin fangen daraufhin an, ausserhalb der Klinik, also „jenseits der Couch“, der Sache auf den Grund zu gehen. Sie tauchen ein in eine Welt voller Lügen und Verschwörungen, schwanken zwischen Angst und Entschlossenheit und riskieren ihr Leben auf der Suche nach der Wahrheit.

Mit „Jenseits der Couch“ feiert Esther Pauchard ihr Debüt als Schriftstellerin. Es gelingt ihr, aufgrund eigener Erfahrungen, die Arbeit in der psychiatrischen Klinik sehr lebhaft und detailreich zu beschreiben. Der Leser merkt zudem, dass sich die Autorin sowohl im Gebiet der Psychiatrie als auch auf dem Schauplatz des Plots bestens auskennt. Auch die Charaktere sind, nicht zuletzt aufgrund der vielen Parallelen zur Autorin und deren Umfeld, sehr authentisch und ihr Handeln ist stets nachvollziehbar.

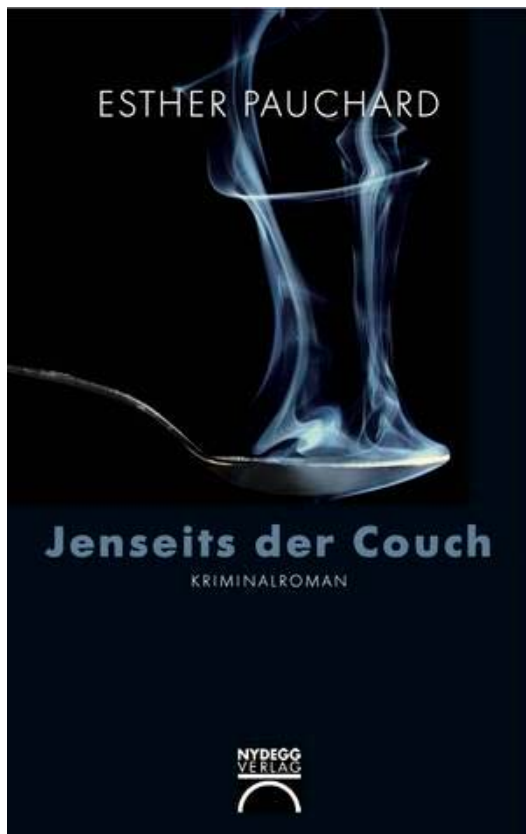
Auch an Spannung fehlt es nicht: Verfolgungsjagden, Romanzen, Drogen, psychische Abgründe und eine Psychiaterin, für die am Ende nichts mehr so ist, wie es einmal war. Der Leser bekommt einen Einblick in den Klinikalltag einer Psychiatrie, erfährt etwas über die Drogenszene und blickt hinter die Fassade eines ländlichen und gutbürgerlichen Dorfes ausserhalb von Bern. Kurzum handelt es sich bei dem Buch um einen durchwegs gelungenen und lesenswerten Kriminalroman.

Zur Veranschaulichung noch eine kleine Stilprobe: „Halb drei Uhr morgens ist keine gute Zeit für einen Anruf. Lotteriegewinne, gute Wünsche und freudige Nachrichten werden zu christlicheren Zeiten übermittelt. Halb drei Uhr morgens bedeutet Ärger. Besonders, wenn man Dienstärztin in

einer grossen psychiatrischen Klinik ist. Besonders, wenn man erst zwei Stunden zuvor in einen unruhigen Schlaf gefallen ist. In diesem Fall nervt ein Anruf um halb drei Uhr morgens gewaltig“.

Mit diesen Zeilen beginnt der Kriminalroman „Jenseits der Couch“.

Samir Attalbaoui



Esther Pauchard : Jenseits der Couch. Kriminalroman, Bern: Nydegger Verlag 2010

„Léon und Louise“ – ein Roman von Alex Capus

Eine grosse Liebe – geliebt gegen die ganze Welt

Der Schweizer Schriftsteller Alex Capus, geboren 1961 in der Normandie, lebt seit 1966 in Olten. An der Universität Basel studierte er Geschichte, Philosophie und Ethnologie. 1994 erschien sein erster Erzählungsband „Diese verfluchte Schwerkraft“, darauf hin folgten weitere Kurzgeschichten, Romane und historische Reportagen.

Anfangs 2011 erschien sein neuestes Werk „Léon und Louise“. Es ist eine Geschichte über eine grosse und beständige Liebe, die im Ersten Weltkrieg an der Atlantikküste Frankreichs ihren Anfang nimmt. Zwei junge Menschen, Léon und Louise, begegnen sich, sie fühlen sich von Anfang an stark verbunden, obwohl sie sich noch kaum kennen. Nur einen einzigen wunderschönen und für sie unvergesslichen Tag können sie zusammen verbringen, dann werden sie durch einen Fliegerangriff mit Gewalt getrennt. Beide halten einander für gestorben.

Sie gehen ihre eigenen Wege: Léon heiratet und arbeitet als Chemiker bei der Polizei; Louise lebt in keiner festen Beziehung und arbeitet als „Tipp-Mamsell“ in der Nationalbank. Beide leben in Paris. Erst zehn Jahre nach ihrer Trennung treffen sie sich zufällig in der Métro. Sie fühlen sich sofort wieder vertraut. Doch ihnen ist bewusst, dass sie verschiedene Lebenswege gegangen sind. Sie sind sich einig – ihr Leben soll so bleiben, wie es ist, und keiner soll dem anderen auflauern. Ihre schönen gemeinsamen Erinnerungen tragen sie jedoch wie einen kostbaren Schatz in ihren Herzen.

Es verstreichen weitere Jahre. Léon durchlebt den Zweiten Weltkrieg mit seiner Familie in Paris und kämpft mit aller Kraft ums Überleben, während Louise diese schwierige Kriegszeit in Westafrika verbringen muss. Die Sehnsucht nach Léon wächst nun immer weiter, ab und zu schreibt sie ihm einen Brief über ihr Dasein und ihre Hoffnung, bald wieder zurückkehren zu können. Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Rückkehr von Louise nach Paris lässt sich ein glückliches Ende oder ein Neubeginn dieser eindrücklichen Liebesgeschichte erhoffen.

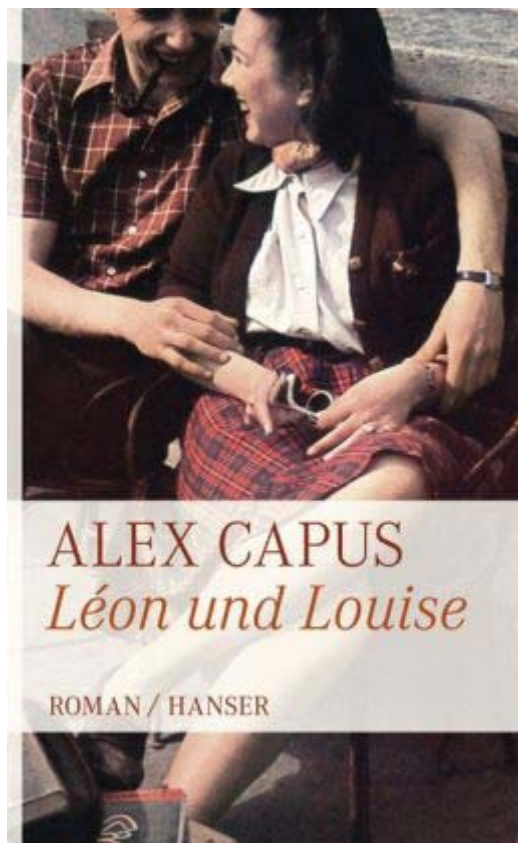
Durch das Verbinden sorgfältig recherchierter Fakten und fiktiver Erzählebenen sowie das einfühlsame und zugleich präzise Beschreiben der Romanfiguren ist es Alex Capus gelungen, einen fesselnden, emotionellen und gleichsam humorvollen Roman über eine aussergewöhnliche Liebe zu schreiben. Seine bildlich detaillierten Ausführungen ermöglichen es, sich Orte und Personen gut vorzustellen. Sein Schreibstil ist fließend und gut verständlich, obwohl nicht zu einfach. Er lädt den Leser zum Miterleben und Mitfühlen ein, zum sich Gedanken machen über die Liebe, vielleicht auch über eigene Träume und Hoffnungen. Gleichzeitig gewährt er einen historischen Einblick in die schrecklichen Kriegsjahre, die von Überlebenskampf, Angst und Unterdrückung stark geprägt waren.

Das Besondere an diesem Buch ist sicherlich auch der Beginn der Geschichte, denn dieser ist zugleich ihr Ende: Der Leser befindet sich auf Léons Beerdigung in der Kathedrale von Notre Dame, wo einer seiner Enkel beginnt, Léons Lebensgeschichte sowie die von Louise zu erzählen. Mit diesem Aufbau konstruiert der Schriftsteller eine Spannung, die stets zum Verbleiben bei der Lektüre animiert. Er lässt den Leser zwischen den Zeiten des Beisammenseins, der Trennung, der völligen Entfernung, Sehnsucht, Hoffnung und Wiedervereinigung schweben: „Die vorderste Sitzbank von Notre-Dame vibrierte vor tapfer unterdrückter Aufregung. War das wirklich Mademoiselle Janvier, die da gekommen war, hatte sie es gewagt? Die Frauen blickten wieder starr nach vorn und machten gerade Rücken, als gelte ihre Aufmerksamkeit ausschliesslich dem Sarg und dem Ewigen Licht über dem Hauptaltar; wir Männer aber, die wir unsere Frauen kannten, wussten, dass sie gespannt dem klackenden Stakkato der kleinen Schritte lauschten, die sich seitlich zum Mittelgang hin bewegten, dann rechtwinklig abbogen und ohne das geringste Zögern, ohne

jedes Ritardando oder Accelerando mit dem regelmässigen Taktschlag eines Metronoms nach vorne eilten. Dann konnte, wer zur Mitte schielte, in den Augenwinkeln die kleine Gestalt sehen, wie sie leichtfüssig wie ein junges Mädchen über den roten Teppich die zwei Stufen hinauf zum Fussende des Sargs lief, die rechte Hand auf die Sargwand legte und lautlosen Schrittes daran entlangfuhr bis zum Kopfteil, wo sie endlich stehen blieb und ein paar Sekunden in nahezu soldatisch strammer Haltung verharrte.“

Im Buch sind keine spektakulären Aktionen und Heldentaten nötig. Vielmehr sind es die alltäglichen und feinfühlig gestalteten Charaktere, die in diesem Roman die Hauptrolle spielen und mit denen man sich vielleicht teilweise auch über die Zeiten hinaus identifizieren kann.

Eva Wegmüller



Alex Capus: Léon und Louise, Roman. München: Hanser 2011

“Tauben fliegen auf” von Melinda Nadj Abonji

Ein Zuhause, aber keine Heimat

Das im Herbst 2010 erschienene Buch “Tauben fliegen auf” von Melinda Nadj Abonji hat einen teilweise autobiografischen Hintergrund. Melinda Nadj Abonji ist, wie die Familie Kocsis im Buch, als kleines Mädchen mit ihren Eltern aus dem heutigen Serbien an die Zürcher Goldküste gezogen. Das Buch zeigt Freud und Leid dieser Einwanderung auf und wie schwierig es ist, sich eine neue Heimat zu schaffen.

Die Töchter Ildiko und Nomi werden im ungarischen Teil des heutigen Serbiens geboren. Ihre Eltern wandern früh in die Schweiz aus. Die Mädchen bleiben noch zwei Jahre bei der Grossmutter Maminka, wo sie sich sehr wohl fühlen und das einfache Leben geniessen. Als dann die Einreisebewilligung für die Kinder kommt, reisen sie in die Schweiz zu den Eltern. Der Abschied von Maminka ist vor allem für Ildiko sehr schwer. Sie hat Mühe mit den Eltern und mit der neuen Situation in diesem Dorf am Zürichsee. Ildiko und ihre Familie haben zwar ein neues Zuhause, aber keine neue Heimat gefunden. Die Heimat und die übrige Familie im ehemaligen Serbien können sie nicht vergessen.

Anfangs führt die Familie Kocsis einen Waschsalon, bis sie dann ein kleines Café, das Café Mondial, im Dorf übernehmen können. Die Töchter, mittlerweile junge Frauen, helfen im Familienbetrieb mit. Die Angst vor der Ablehnung ist immer gegenwärtig. Vor allem aber die Eltern sind sehr bestrebt, alles richtig zu machen und den Schweizern möglichst keine Gelegenheit zu geben, sie nicht zu mögen.

Wiederkehrend werden Besuche in der alten Heimat geschildert. Besuche, bei denen die Töchter immer froh sind, dass sich dort kaum etwas verändert hat, in der Heimat, in die sie einmal zurückkehren möchten. Dennoch ist es auch immer wieder schwierig, zu Maminka zu Besuch zu gehen, dieses Hin und Her zwischen alter Heimat und dem neuem Zuhause. Meistens kommen sie zu spät. Zu spät, um die glücklichen und unglücklichen Ereignisse in ihrer ehemaligen Heimat mitzuerleben und die Verwandten zu unterstützen.

Als der Jugoslawienkrieg ausbricht, fängt auch für die Familie in der Schweiz eine schwierige Zeit an. Es wird verboten, im Café über den Krieg zu reden, weil sich sonst niemand mehr konzentrieren könnte. Aber dennoch bricht unter den jugoslawischen Angestellten im Café Streit aus. Für alle ist die Situation belastend. Sie denken an ihre Verwandten, welche in der Heimat in den Krieg hineingezogen werden. Einige müssen Kriegsdienst leisten, andere leiden vor allem am ungewissen Ausgang und an der Länge des Krieges.

Ildiko, die mittlerweile studiert und nebenbei im Café arbeitet, wird alles zu viel. Diese ewige Freundlichkeit den Gästen gegenüber, diese Untergebenheit und die fehlende Unabhängigkeit von den Eltern. Ildiko, das immer freundlich lächelnde Fräulein vom Café Mondial, bricht aus. Sie baut sich ein eigenes, einfacheres, aber auch autonomeres Leben in Zürich auf und versucht so ihren wirklichen Platz in der Schweiz zu finden.

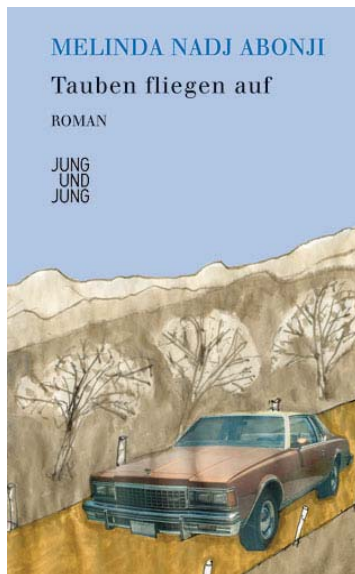
Besonders spannend waren die Beschreibungen des Lebens und der Erfahrungen im heutigen Serbien. Die Schwierigkeiten und die Einfachheit des Lebens, und dennoch sind die Leute dort meist zufrieden. Das ist auch für die ganze Familie ein riesiger Unterschied zur sehr pingeligen und korrekten Schweiz.

Melinda Nadj Abonji hat vor allem in diesem Buch “Tauben fliegen auf” eine nicht alltägliche Schreibweise. Die Sätze sind lang und verschachtelt. Sie passen aber zu der nicht immer einfachen Situation der Ich-Erzählerin Ildiko und der ganzen Familie Kocsis. Das Buch wird dadurch aber schwieriger zu lesen, besonders die ersten Seiten sind nicht einfach, bis man sich an diese spezielle Sprache gewöhnt hat.

Als Beispiel für den Schreibstil habe ich hier einen kurzen Abschnitt aus dem Ende des Buches ausgesucht, es handelt sich um ein Gespräch zwischen Ildiko und ihrer Mutter: "Setz dich, sagt Mutter, ich muss dir etwas sagen, Mutter, immer noch am Personalisch sitzend, und ich, die stehen bleibt, in der Küchentür, klebe am Türrahmen, mit allem aufhören, mit dem Studium, meinem Russischkurs, den Samstagabenden im Wohlgroth, vor allem aber mit der Arbeit hier, im Mondial, verschwinden aus der Gemeinde, das nette Fräulein endlich abschütteln (...)".

Das im Jahr 2010 mit dem deutschen und dem schweizerischen Buchpreis ausgezeichnete Werk hat sich aber meiner Meinung nach diese Auszeichnungen auch verdient. Die Geschichte dieser Einwandererfamilie öffnet all jenen die Augen, die in ihrem Leben keine so grossen Schwierigkeiten erfahren mussten. Zudem ist und bleibt das Thema bestimmt noch lange aktuell.

Miriam Heinzelmann, 18B



Melinda Nadj Abonji: Tauben Fliegen auf. Roman , Salzburg: Jung und Jung 2010

„Lisa“ von Thomas Glavinic

Unmenschliche Schandtaten

„Lisa“, der mittlerweile achte Roman des österreichischen Autors Thomas Glavinic, handelt von einer kaltblütigen Kriminellen, die den Protagonisten Tom in Angst und Schrecken versetzt.

Tom, wie er sich selber nennt, da er seinen richtigen Namen nicht preisgeben will, versteckt sich mit seinem Sohn Alex in einer Berghütte, fernab jeglicher Zivilisation. Der ehemals passionierte Funker betreibt seit einiger Zeit ein eigenes Onlineradio, über welches er seiner Hörerschaft Abend für Abend aus seinem Leben erzählt, vor allem aber darüber, weshalb er sich in die Berge verschanzt hat: wegen Lisa!

Wie Tom im Verlauf der Geschichte erzählt, ist Lisa eine Frau, die bei unzähligen Verbrechen quer durch Europa ihre Finger im Spiel hatte. Lisas Verbrechen sind nicht alltägliche Delikte wie Handtaschendiebstähle oder Marihuanamissbrauch, nein, es sind skrupellose, blutrünstige Gräueltaten, die meistens eine oder mehrere Leichen zur Folge haben. Niemand hat Lisa je gesehen oder mit ihr gesprochen, das Einzige, was von ihr jemals gefunden wurde, ist ihre DNA-Spur. Und genau diese DNA-Spur wurde vor drei Jahren von Hilgert, dem zuständigen Polizeibeamten, in Toms Haus gefunden, als dort eingebrochen wurde. Tom befand sich zu diesem Zeitpunkt glücklicherweise im Urlaub.

Man erfährt, dass Hilgert, besessen von der Idee, die wahre Identität von Lisa zu entdecken, sich auf die Jagd nach der Verbrecherin gemacht hatte. Bei seinen Recherchen ist er auf immer neue Spuren von Lisa gestossen, bis am Ende schliesslich ans Licht kommt, wer Lisa wirklich ist. Absurd, aber einfallreich, mehr will hier nicht verraten werden.

Eigentlich sind die Leser von "Lisa" kein eigentlichen Leser, sondern Hörer von Toms Onlineradio. Die als Monologe verfassten Texte sind genau das, was Tom allabendlich seiner Hörerschaft mitteilt, jedes der acht Kapitel einen neuen Tag darstellend. Da Tom ziemlich redselig ist, was wahrscheinlich auch mit seinem masslosen Kokainkonsum zusammenhängt, muss sich der Leser durch seitenlange Schilderungen irgendwelcher Erlebnisse Toms kämpfen, bis endlich das Thema "Lisa" wieder angesprochen wird. Obwohl der ganze Kriminalfall um Lisa enormes Potenzial hätte, wird dieses von Glavinic leider nicht ausgeschöpft. Man bekommt, je näher man dem Ende des Buches kommt, den Eindruck, dass der Protagonist schlicht und einfach an Paranoia leidet und Lisa nur in dessen Fantasie existiert. Auch die vielen Unterbrüche, da Tom ständig seiner Kokainsucht nachgehen muss oder sich einen neuen Whisky aus der Küche holen geht, wirken sich leider negativ auf die Spannung aus, wie die nachfolgende Textpassage aufzeigt:

„Ich rede ja nur noch Blödsinn. Ihr versteht es hoffentlich trotzdem.

...

Und wer meint, er kenne die Geschichte aus der Zeitung, Junge, du hast keine Ahnung, glaub mir, warts nur ab.

...

Was ich am Ziehen so mag, neben der Wirkung, versteht sich, sind diese Briefchen, in denen das Zeug verpackt wird. Die sind so hübsch gefaltet, das ist schon fast Koksorigami. So etwas auszupacken hat was von Weihnachten.

Hm.

...

Dass das Phantom aus meiner Wohnung ein anderes Kaliber ist, erfuhr ich erst Monate nach dem Einbruch. Da hatte ich die Sache bereits halb vergessen. So etwas ist irgendwann nur noch eine Geschichte, die ihr gelegentlich erzählt. Irgendwann ist das kein... kein bedeutendes Thema mehr, es belastet euch nicht wie am Anfang. Zumindest nicht, solange ihr nicht wisst, dass da eine Mörderin in der Wohnung war.

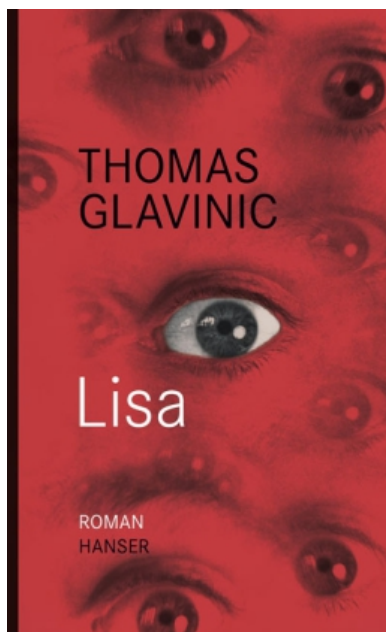
Ich muss ehrlich sagen, meine Finger wollen dauernd hinüber zu dem Origami-Kunstwerk. Aber das geht nicht, ich kann mir das nicht alle fünf Minuten ins Hirn schießen.

Zirbenschknaps. Wer kann so etwas saufen? Wenn es wenigstens Wacholder wäre. Ich sollte unten noch irgendwo eine Flasche Whiskey haben. Hm. Eigentlich zwei, oder?“

Der ersehnte Schluss aber wird einen Grossteil der Leser überraschen, ob dieser ihnen hingegen auch gefallen wird, sei dahingestellt.

Das Buch hat allerdings auch seine interessanten oder zumindest lustigen Seiten: zum Beispiel die Erklärung des Händedruckfaktors, also wie viele Händedrücke zwischen mir und einer bekannten Person liegen, oder auch die Seitenhiebe auf Politik und Gesellschaft, die einen regelmässig zum Schmunzeln bringen. Leider aber ist die Kriminalstory, die das eigentliche Kernthema des Buches darstellen sollte, zu unausgereift und sie erweckt beim Leser den Eindruck, ein unvollendetes Werk vor sich liegen zu haben. All denjenigen, die eine spannende und verzwickte Kriminalgeschichte erwarten, kann daher von diesem Buch abgeraten werden, da dieser Aspekt des Buches die Erwartungen nicht befriedigen wird. Wem allerdings kantige Sprüche und lustige Anekdoten aus Toms Leben genügen, darf bedenkenlos zuschlagen und wird beim Lesen bestimmt seinen Spass haben.

Olivier Löffel



Thomas Glavinic: Lisa. Roman, München: Hanser 2011

„Dreizehn ist meine Zahl“ von Alice Schmid

Ein Leben, geprägt von Ungerechtigkeit, bäuerischer Sitte und kirchlicher Moral

Der Schweizer Filmproduzentin Alice Schmid, geboren 1951 und wohnhaft in Zürich, gelingt mit ihrem Erstlingsroman ein Wurf. Darin schildert sie eine authentische Lebensgeschichte aus den späten fünfziger Jahren. Für ihr Romandebüt erhielt sie den Hauptpreis der Zentralschweizer Literaturförderung 2010. Im Zusammenhang mit diesem Buch ist zudem Alice Schmid's neuester Dokumentar-Film „Die Kinder vom Napf“ entstanden.

„Seit ich zählen kann, zähle ich. Das hilft. Dreizehn ist meine Zahl. So oft haut Mutter mich auf den Rücken.“ Mit diesen Sätzen beginnt die unglaubliche Geschichte der neunjährigen Lilly Beer Ende der fünfziger Jahre. Lilly lebt mit ihrer Familie auf dem Napf, zwischen den Kantonen Bern und Luzern. Sie führt ein hartes Leben, in dem Arbeit, Armut, Missbrauch und Unterdrückung zum Alltag gehören.

Ende der fünfziger Jahre hat man es als Bergbauer bestimmt nicht einfach gehabt. Man musste eine ganze Familie ernähren und meistens reichten die Erträge aus der eigenen Wirtschaft kaum aus. Viele mussten einem Nebenverdienst nachgehen. Dies tut auch der Vater von Lilly, er schichtet nachts in einer Fabrik. Die Mutter verrichtet Heimarbeit, näht pro Woche rund fünfzig Krawatten. Lilly möchte gerne so sein wie ihre Mutter. Sie sucht jedoch vergebens nach Zeichen der Liebe und Zuneigung. Stattdessen muss das zierliche Mädchen Misshandlungen von ihr wie auch von den beiden älteren Geschwistern ertragen. „Wenn ich vor Angst Bisi mache, zähle ich auch. Bis dreizehn bleibt es warm, danach wird es kalt zwischen den Beinen.“

Der einzige Verbündete aus der Familie ist ihr Vater, mit dem Lilly jedoch kaum sprechen kann. Ein Familien-Ereignis aus der Vergangenheit bringt ihn zum Schweigen und er äussert sich kaum zu den furchtbaren Geschehnissen hinter verschlossener Tür.

Gemeinsam mit ihren Schulspänli versucht Lilly den rauen Sitten etwas zu entkommen. Sie haben sich alle einer Linde anvertraut, der sie ihre Wünsche offenbaren. Solche Abtaucher in eine eigene Phantasiewelt helfen Lilly, die schrecklichen Taten zu ertragen. Zudem beginnt sie in Angstsituationen immer zu zählen – bis dreizehn, und dann geschieht etwas. Die Unglückszahl dreizehn bringt für Lilly alles andere als Unglück, im Gegenteil. Sie hilft ihr, die vielen Misshandlungen mit einer gewissen Nüchternheit über sich ergehen zu lassen.

Die Zahl dreizehn begleitet uns als Lesende durch die ganze Geschichte. Denn diese ist in dreizehn Kapitel unterteilt. Dadurch, dass die Ich-Erzählerin ein neunjähriges Mädchen ist, wirkt die Geschichte noch viel glaubhafter. Die Protagonistin macht einen sehr erwachsenen Eindruck und die Tatsachen werden offen auf den Tisch gelegt. Dies hat mich einerseits oftmals erschreckt, aber auch zutiefst berührt. Durch die Erzählweise fühlte ich mich selber rund 60 Jahre zurückversetzt und hatte wirklich das Gefühl, ein Teil dieser Geschichte zu sein. Vielleicht hängt es auch damit zusammen, dass ich selber im Emmental wohne und durch Erzählungen sowie auch aktuelle Situationen gut weiss, wie hart das ländliche Leben sein kann.

Die Autorin benutzt einige Dialektausdrücke, welche die Geschichte immer wieder untermalen. Aufgrund dieser Sprache kommt die Geschichte noch viel authentischer herüber, jedenfalls für mich. Ich kann diesen Roman auf jeden Fall weiterempfehlen. Er lässt sich leicht lesen, geht aber unter die Haut. „Soll mir niemand sagen, zählen tue nicht gut, wenn so etwas Schönes am Himmel passiert.“

Kerstin Uehlinger



Alice Schmid: Dreizehn ist meine Zahl. Roman, München: Nagel & Kimche 2011

«Fallwind» von Johannes Schweikle

Der Traum vom Fliegen und sein Ende – für den Schneider von Ulm

Die Basis dieses Romans bildet die wahre Geschichte eines Schneiders in Ulm, welcher anfangs des 19. Jahrhunderts Erfindungen macht, welche ihm aber nur Spott statt Ruhm einbringen. Dieser gipfelt dann in der missglückten Vorstellung seines Flugapparates. Der Autor Johannes Schweikle, hauptberuflich Journalist, haucht den Geschehnissen, die vollgepackt sind mit gut recherchierten Hintergründen, Leben ein und schildert, wie es sich tatsächlich zugetragen haben könnte.

Die Erzählung dreht sich in erster Linie rund um das Leben von Albrecht Ludwig Berblinger und um seine Begeisterung vom Fliegen. Und sie fängt an beim Bild, wie er sich für seinen ersten Flugversuch mit seinem Lehrling und dem Fluggerät durch die Gassen stiehlt.

Der Schneider ist auch in der Mode für das Neue: Schweikle beschreibt dessen Faszination gegenüber der modernen Modewelt, aber auch, wie die Bürger von Ulm diese unterschiedlich aufnehmen. Folgender Abschnitt aus dem Buch zeigt den Ehestreit zwischen dem altmodisch eingestellten zweiten Bürgermeister von Ulm, Wilhelm Neithart, und seiner Frau Suzette, welche Gefallen an der neuen Mode gefunden hat: «Das Lächeln des Schneiders sollte verbindlich sein. Aber es geriet ihm bemüht evangelisch. „Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, auch politisch: Mit einer langen Hose demonstrieren Sie eine fortschrittliche Gesinnung. Sie haben ja Napoleon empfangen, als er in die Stadt einmarschierte. Können Sie sich den Kaiser anders als mit einer Pantalon vorstellen? Und glauben Sie mir: Auch Ihre Frau wird es mögen, wenn Sie Mut zu Neuem zeigen.“ Das war ein Fehler. Berblinger merkte, wie der Hinweis auf die Gattin den Widerspruchsgeist in Neithart anstachelte. Der schlaffe Mann straffte sich. In Fragen der Mode war er leidenschaftslos. Ihn ärgerte, dass seine Suzette ihm ständig in den Ohren lag, er solle sich doch von seinen alten Stücken trennen. Er fühlte sich unterlegen, wenn er über Dinge des Geschmacks diskutieren sollte. Aber jetzt hatte er die Gelegenheit, wider den Stachel zu löcken. Und gleichzeitig konnte er dem kommenden Herrscher schmeicheln. Wenn im Rathaus alle in den modernen Pantalons dastünden, und er defilierte als einziger in einer Kniebundhose am König vorbei. Majestät, wir beide haben den gleichen Geschmack.»

Ein kurzer Exkurs in die Kindheit des Schneiders bringt uns die Freundschaft zu Elias Schlumperger näher, welcher später im Krieg verwundet wird. Diese Verwundung führt dann auch zu Albrechts Erfindung der Beinprothese. Elias trägt sie dankbar.

Die diversen erfolgreichen Flugversuche bleiben nicht geheim: Verschiedene Personen sehen sie und der Autor schildert sie auch gleich aus deren Sicht. Unter anderem beobachtet seine Frau Anna die Leidenschaft ihres Mannes mit skeptischen Augen und sie weiss generell nicht, was sie von seiner weltoffenen Einstellung halten soll.

Bei einem Besuch des württembergischen Königs beschliesst die Stadt, dass die Vorführung des Flugapparates die Hauptattraktion sein soll. Als diese scheitert und Albrecht Ludwig Berblinger dabei in die Donau fällt, bedeutet dies nicht nur das Aus für seine Karriere als Schneider, sondern auch für seine Ehe. Erst viel später, im nächsten Jahrhundert, erkennt man anhand von Versuchen mit modernen Gleitschirmen, dass von dem ausgewählten Startplatz aufgrund der Thermik ein erfolgreiches Gelingen unmöglich gewesen wäre.

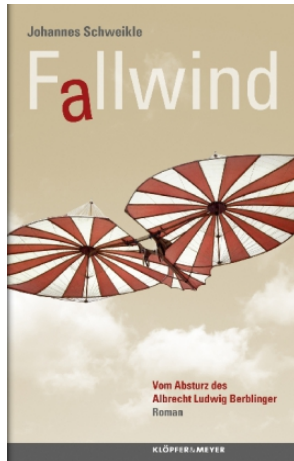
Zwischen den einzelnen Kapiteln über das Leben Berblingers sind geschichtliche Hintergründe über die Flugpioniere aus der ganzen Welt eingeschoben. Diese weisen doch sehr deutlich auf die ursprüngliche Tätigkeit des Autors hin: den Journalismus.

Die Erzählsprache in diesem Roman ist schlicht gehalten und leicht verständlich. Sobald jedoch gesprochene Sprache eingesetzt wird, kann der Lesefluss ins Stolpern geraten. Der

teilweise verwendete Dialekt ist nicht für jeden leicht verständlich und kann etwas entfremdend wirken. Wegen der nicht chronologischen Abfolge der Kapitel besteht ausserdem die Gefahr, dass der Leser einen kurzen Moment die Abfolge der Geschehnisse nicht mehr ganz nachvollziehen kann.

Wer über diese Schwächen hinwegsehen kann und kein Werk mit allzu viel literarischem Tiefgang erwartet, dem wird dieses Buch als kurzer Zeitvertreib Freude bereiten.

Doris Ochsenbein



Johannes Schweikle: Fallwind. Vom Absturz des Albrecht Ludwig Berblinger. Roman. Tübingen: Klöpfer und Meyer 2011

„Einladung an die Waghalsigen“ von Dorothee Elmiger

Suche nach Vergangenheit und Identität

Im Sommer 2010 erschien Dorothee Elmigers Romandebüt „Einladung an die Waghalsigen“. Das oft besprochene Werk der Schweizer Jungautorin bekam den „aspekte-Literaturpreis 2010“ für das beste deutschsprachige Prosadebüt. Die 25-jährige lädt mit ihrem Roman nicht nur Waghalsige ein, sondern bleibt auch mit ihrem Schreibstil selbst waghalsig. Margarete und Fritzi sind Schwestern, sie formen die übriggebliebene Jugend einer fast verlassenen Stadt. Man weiss von dem Feuer, welches in den Stollen des Kohlereviers ausgebrochen ist und das bis heute nicht gelöscht werden konnte. Das Leben der wenigen Leute hat sich an diese Katastrophe angepasst. Die beiden Schwestern versuchen nun die Vergangenheit neu zu erforschen. Einige Bücher sind noch da, aber die Geschichte ist nur bruchstückartig vorhanden.

Die Neugier treibt sie voran und als Leser folgen wir den Geschwistern genauso unbeholfen und neugierig – fast wie ein kleines Kind. Über die Umstände der Katastrophe erfährt der Leser nicht mehr. Die Suche nach einem Fluss wird zum übergeordneten Ziel. Margarete liest sich durch die vorhandenen Bücher und versucht so ein Bild der Vergangenheit zu bekommen, währenddessen Fritzi sich mittels Expeditionen der Umgebung und der Sache bemächtigt. Als Leser glaubt man da kaum an einen Erfolg, so trist wird die Landschaft von der Autorin beschrieben. Wie die beiden sich alles – wie ein Puzzle – zusammensetzen, so bekommen auch wir als Leser die Erforschung in Form von Partikeln und Fragmenten vorgelegt. Die beiden graben im Gedächtnis dieser Umgebung, um sich selbst zu definieren und sich mit der Zukunft zu arrangieren beziehungsweise um weiterzudenken.

Die Sperrigkeit der Sprache und die stetige Unruhe – auch im Schriftbild – machen es dem Leser nicht einfach. Aber wie für die Hauptpersonen setzt sich auch für uns die Geschichte irgendwie zusammen. Über die Eltern der beiden Schwestern beispielsweise erfahren wir in sehr kurzen Sätzchen, über das ganze Buch verteilt, gewisse Einzelheiten. Wir können uns erst gegen Schluss des Romans ein Bild über diese Personen machen, und dies auch nur bruchstückhaft.

An der Geschichte ist eigentlich nichts Geheimnisvolles, auch wenn vieles ungeklärt bleibt. Viel wichtiger erscheint mir die Art und Weise, wie man beim Lesen mit den Geschwistern eins wird, und da kommt es einem entgegen, dass man nicht zu viel über die Vergangenheit weiss. Der wiedergefundene Fluss bildet den Übergang ins neue Leben für Margarete und Fritzi. Die Zukunft beginnt, sie wollen selber ‚wieder‘ vorwärts gehen. Durch den Mix zwischen Poesie und Elend wird der Roman sehr ästhetisch. Und die starke Einbindung des Lesers durch Stil und Plot macht diesen Roman sehr lesenswert. Jedoch wird es einigen schwerfallen, sich auf die fragmentarische Schreibweise einzulassen.

„Versuche gehorsam zu sein!, also die Ereignisse gehorsam dem unterzuordnen, was gemeinhin als Geschichte anerkannt wird. Also die Ereignisse gehorsam einer Chronologie unterzuordnen, obwohl doch die Chronologie eine dreiste Vereinfachung der Dinge bedeutet, zusätzlich eine Relativierung und den grundsätzlichen Verzicht auf Widerspruch, auf die Bildung von nichtverwandtschaftlichen Banden und Bündnissen. Auf den unvermittelten Auftritt der Möglichkeit im Raum.“

Ich fand es zumindest sehr anstrengend. Jedoch wird man durch die Poesie und auch die Bildkraft des trotzdem unbeschwert wirkenden Romans entschädigt. Fernab vom Mainstream schreibt Dorothee Elmiger ein seltsames und waghalsiges Buch, bei dem die Identität und deren Findung eine grosse Rolle spielen. Eine Antwort darauf gibt der Roman nicht. Er lässt vieles offen, jedoch beeindruckt der Prozess der Identitätsfindung im Zusammenhang mit der Schreibweise Elmigers.

Marcel Lehmann



Dorothee Elmiger: Einladung an die Waghalsigen, Roman. Köln: DuMont 2010

